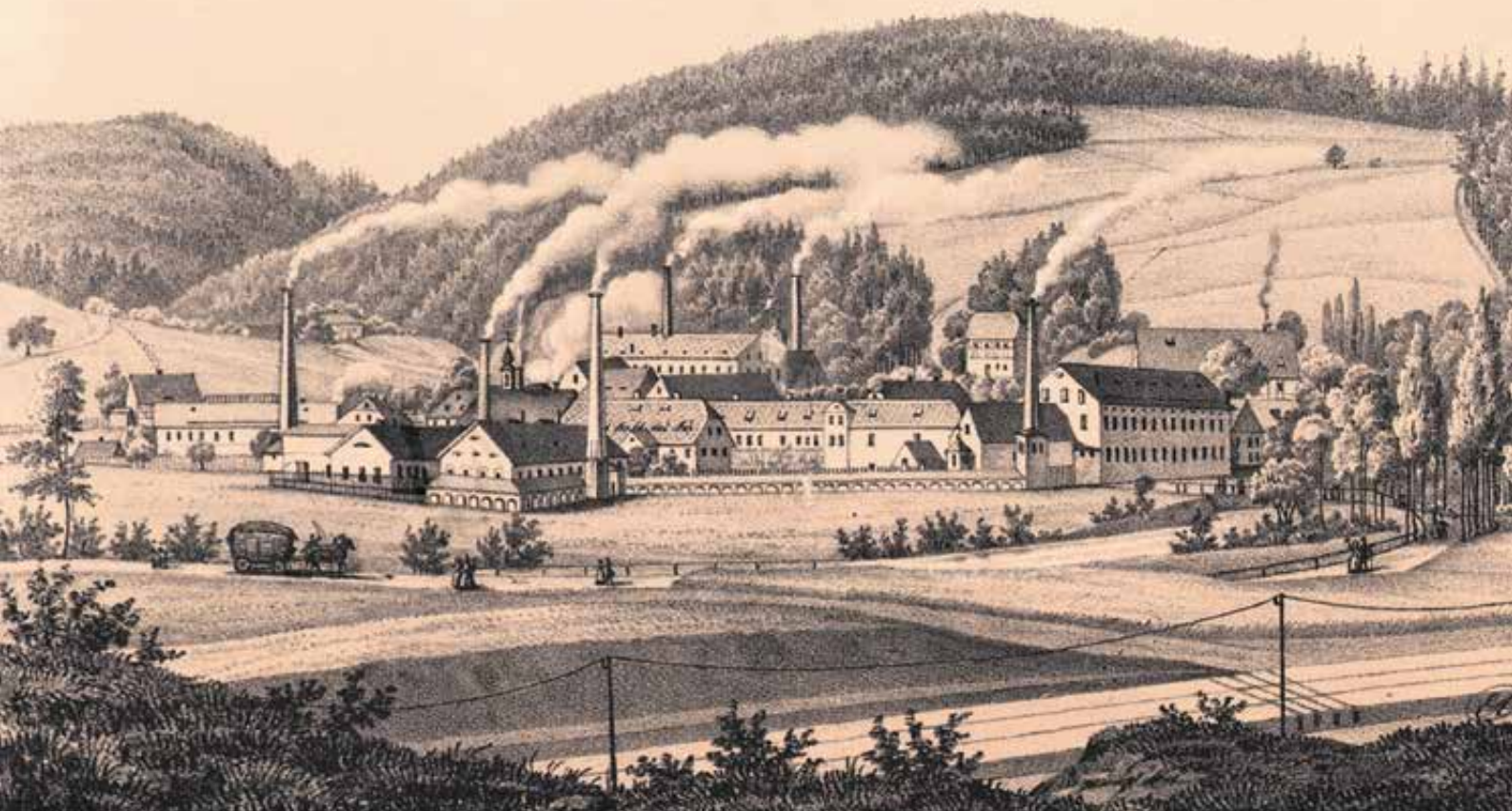




Kobalt und Kaolin – die weißblaue Geschichte von Aue-Bad Schlema

Mike Haustein

Anders als das benachbarte Schneeberg ist Aue weniger für seine bergbaulichen Traditionen als für seine innovationsreiche industrielle Geschichte bekannt. Das ist auch nach der Vereinigung mit Bad Schlema im Jahre 2019 so geblieben. Dennoch sind gerade hier Bergbau und Industrie eng miteinander verwoben. Die Gewinnung von Rohstoffen bedingte die Entstehung von verarbeitenden Betrieben in der Nähe der Gruben, wobei sich der Auer Talkessel mit seiner geringen Höhenlage und dem Zusammenfluss von Mulde und Schwarzwasser geradezu anbot. So führte der Abbau von Kobalterzen in Schneeberg und Neustädtel zur Gründung einer Farbmühle bei Aue, die später Teil eines Monopols wurde, das im 17. und 18. Jahrhundert den Weltmarkt der Kobaltglasprodukte beherrschte. Eine Grube am Heideberg versorgte dieses Blaufarbenwerk mit Rohstoffen zur Herstellung von feuerfesten Schmelztiegeln und Ofensteinen. Bekannt wur-

de das als St. Andreas- oder Weißerdenzeche bezeichnete Bergwerk allerdings durch die Förderung von besonders hochwertigem Kaolin, das lange Zeit als unentbehrlicher Rohstoff für die Meißner Porzellanmanufaktur galt. Wenn wir uns nun dieser „weißblauen“ Geschichte von Aue-Bad Schlema zuwenden, soll nicht verschwiegen werden, dass das Auer Territorium außer mit den erwähnten Vorzügen noch mit einer weiteren Besonderheit aufwarten konnte, die die Ansiedlung des ersten beständigen sächsischen Blaufarbenwerks ganz wesentlich begünstigte.

Das erste sächsische Blaufarbenwerk – eine extritoriale Gründung

Um das Jahr 1500 herum ging der Ertrag der vormals so ergiebigen Schneeberger Silbergruben stetig zurück. Zu allem Überfluss wurden die Bergleute noch mit einem weiteren Übel konfrontiert, das so unerklärlich war, dass man

Blaufarbenwerk Niederpfannentstel, Hauptwerk des 1848 gegründeten sächsischen Privatblaufarbenwerksvereins, Lithographie aus dem „Album der Sächsischen Industrie“, 1858

Kobaltglanz ist ein typisches Erz aus dem Schneeberger Kobaltfeld und diente einst als Rohstoff für die Blaufarbenwerke. Das Handstück stammt aus der Lehrsammlung von Clemens Winkler. Es befindet sich im Besitz der TU Bergakademie Freiberg.
Foto: Mike Haustein



sich keinen anderen Rat wusste, als das verderbliche Wirken böser Berggeister dafür verantwortlich zu machen. Immer wieder glänzte das Erz im Schein der Lampe, doch beim Schmelzen entwickelte sich nur ein giftiger Rauch, der scheinbar alles Silber verzehrte. Die Erze, die eine solche verderbliche Erscheinung hervorbrachten, wurden daher als „Silberräuber“ oder in Anlehnung an den Berggeist Kobalus als „Kobalte“ bezeichnet. So jedenfalls berichtet es die Legende. Heute wissen wir, dass das gemeinsame Vorkommen von Silber, Kobalt, Wismut und Nickel auf die BiCoNi (Ag)-Formation zurückgeht, die für die Schneeberger Lagerstätten besonders typisch ist.

Anfangs gelangten die Kobalterze auf Halde, doch glaubt man der Schneeberger Bergchronik aus dem Jahre 1684 bzw. 1716, so wurden bereits um 1520 kobaltblaue Halbzeuge hergestellt und u. a. an Glashütten geliefert. Tatsächlich entwickelte sich der Kobaltbergbau im Laufe des 16. Jahrhunderts so günstig, dass er die Silbergewinnung überflügelte und zur Haupteinnahmequelle des Schneeberg-Neustädter

Kobaltblaue Innendekorationen aus dem 17. Jahrhundert in der Kirche von Almancil (Portugal) zeugen noch heute davon, wie begehrt kobaltblaue Keramikzeugnisse aus den Niederlanden einst waren. Weniger bekannt ist dagegen, dass die holländischen Farbmühlen Rohstoffe und Halbzeuge ausschließlich aus dem Erzgebirge bezogen.
Foto: S. Ullmann



Bergbaues wurde. Es bildete sich die Praxis der so genannten Kobalt-Kontrakte heraus, bei der die gesamte Erzförderung mehrerer Jahre im Voraus an ausgewählte Kaufleute veräußert wurde. Meist handelte es sich dabei um Holländer, die den Rohstoff zum größten Teil an die zahlreichen Farbmühlen in ihrer Heimat weiter verkauften. Die berühmten Delfter Kacheln und ähnliche Produkte verbreiteten sich als holländische Exportspezialität in ganz Europa und gelangten über Handelshäfen, wie Amsterdam und Lissabon bis in die neu entdeckten überseeischen Gebiete. Die Herkunft der Rohstoffe blieb dabei weitgehend im Verborgenen.

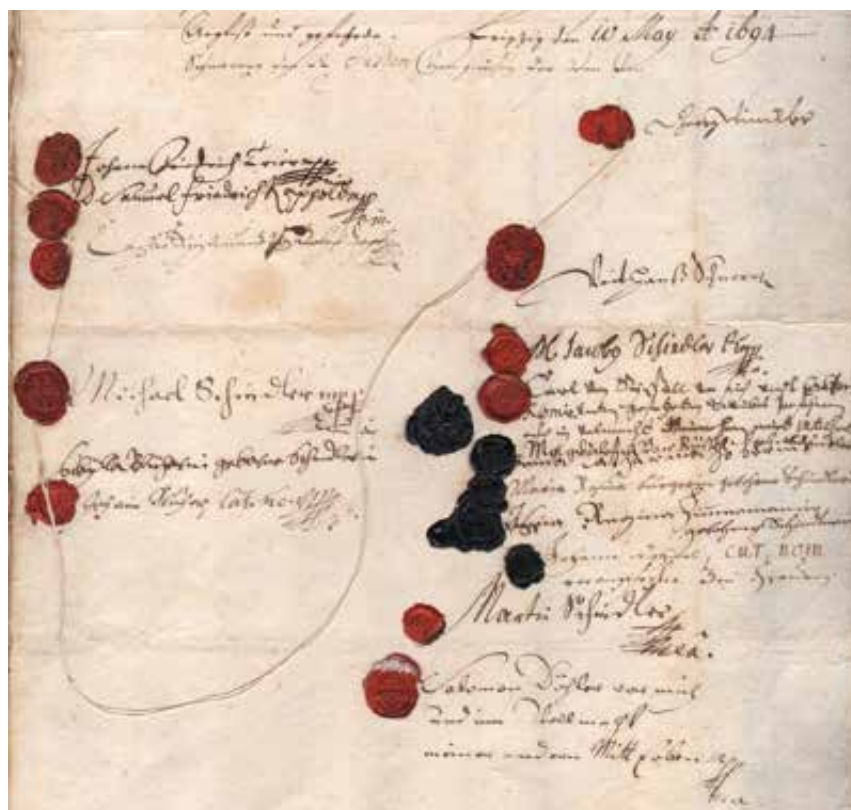
In Sachsen war man sich darüber im Klaren, dass es lukrativer sein musste, die Fertigprodukte selbst herzustellen, als nur Kobalterz oder Halbzeuge zu exportieren. Dennoch scheiterten zunächst alle Versuche, Blaufarbenwerke im Lande zu etablieren. Neben dem fehlenden technologischen Wissen waren es vor allem wirtschaftlich politische Schranken, die solche Unternehmensgründungen verhinderten. So wurde die Genehmigung zum Bau und Betrieb von Farbmühlen mehr als einmal verweigert, weil die kurfürstliche Verwaltung um die Einnahmen aus den Kobaltkontrakten mit den ausländischen Händlern fürchtete. Oft gab es auch Zweifel an der Ernsthaftigkeit und dem wirtschaftlichen Durchhaltevermögen der Gründungswilligen, immerhin hätten diese gegen die holländische Konkurrenz ankämpfen müssen.

Vor diesen Hindernissen stand im Jahre 1635 auch Veit Hans Schnorr (1614–1664), der selbst Besitzer einiger Kobaltzechen in Schneeberg war. Erschwerend kam für den Bergherrn hinzu, dass die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges noch überall in Kursachsen zu spüren waren. Durchziehende kriegerrische Horden hatten den Schneeberger Bergbau fast vollständig zum Erliegen gebracht. Die Absatzchancen für Blaufarben schienen gering, dennoch war Schnorr entschlossen, die Gründung zu wagen. Die zu erwartenden Schwierigkeiten mit der kurfürstlichen Verwaltung wusste der für sein jugendliches Alter ungewöhnlich weitsichtige Unternehmer geschickt zu umgehen. So wählte er als Standort für seine Farbmühle einen Platz am Pfannenstiel bei Aue aus, der sich de jure gar nicht im Kurfürstentum Sachsen, sondern auf dem Gebiet der Herrschaft Schönburg befand und damit nicht der kurfürstlichen Verwaltung unterworfen war. Tatsächlich erhielt Schnorr am 20. Februar 1635 das Privileg zum Bau und zum Betrieb seiner „Farbmühle am Pfannenstiel“ von den Herren von Schönburg. Auch das Technologieproblem löste der Unternehmer eher unkonventionell. Bei einer Reise nach Holland gelang es ihm, niederländische Fachleute abzuwerben, die das nötige Knowhow mit nach Sachsen brachten.

Ein Weltmonopol entsteht

Die nicht gerade risikofreie Gründung des jugendlichen Veit Hans Schnorr sollte sich in den folgenden Jahren als Glücksgriff erweisen. Das Westerzgebirge blieb von kriegerischen Einflüssen weitgehend verschont, und auch Bergbau und Handel begannen sich wieder zu erholen. Die augenscheinlich günstige Entwicklung des Blaufarbenwerks am Pfannenstiel blieb den Zeitgenossen Schnorrs nicht verborgen und wirkte sich daher wie eine Initialzündung auf die Gründung weiterer Farbmühlen aus. Die kurfürstliche Verwaltung kam nun nicht mehr umhin, solchen Ansinnen positiv gegenüber zu treten. So erhielt Johannes Burckhardt, Stadtrichter in Schneeberg und selbst Besitzer der ergiebigen Kobaltzechen St. Anna und Daniel in Neustädte, im Jahre 1642 die Genehmigung zum Bau eines Blaufarbenwerks. Allerdings war man in Aue, wo das Werk entstehen sollte, von dem Ansinnen alles andere als begeistert. Die hohen Herren des Stadtrates befürchteten Rauchschäden und Belästigungen für die Bürger. Vermutlich spielten bei dieser Einschätzung Erfahrungen mit dem bestehenden Pfannenstieler Blaufarbenwerk eine Rolle. Auf jeden Fall musste sich Burckhardt nach einem neuen Standort für die geplante Unternehmung umsehen. Unter Vermittlung der kurfürstlichen Bergbehörden fand sich schließlich ein geeigneter Standort in Oberschlema. Hier nahm im Jahre 1644 das Blaufarbenwerk Oberschlema seinen Betrieb auf, das ab 1651 durch Erbschaft in kurfürstlichen Besitz gelangte und wenig später zum größten Unternehmen dieser Art aufstieg. Bleibt noch zu ergänzen, dass 1644 das Blaufarbenwerk Sehma bei Annaberg (ab 1687 Zschopenthal) und 1649 Schindlerswerk bei Bockau gegründet wurden.

Die bestehenden Farbmühlen Pfannenstiel, Oberschlema, Sehma und Schindlerswerk waren fortan in der Lage, die gesamte sächsische Kobaltförderung zu verarbeiten. Daher wurde der Export des begehrten Rohstoffes per kurfürstlichem Dekret verboten. Auf diese Weise sollte der ausländischen Konkurrenz die Existenzgrundlage entzogen bzw. das Entstehen weiterer Unternehmen dieser Art verhindert werden. In den Folgejahren rückten die sächsischen Blaufarbenwerke immer weiter zusammen. Schließlich wagte man im Jahre 1694 den großen Schritt. Auf maßgebliche Initiative von Veit Hans Schnorr dem Jüngeren (1644–1715), dem Sohn des Pfannenstieler Werksgründers, vereinigten sich die sächsischen Farbmühlen zum Blaufarbenwerkskonsortium. Die wesentlichsten Bestimmungen des zugrundeliegenden Vertrages waren der gemeinsame Einkauf der Rohstoffe, die Normung der Blaufarbenwaren und der gemeinschaftliche Vertrieb der Fertigerzeugnisse. Das Blaufarbenwerkskonsortium sollte als Dachorganisation der vier sächsischen Blaufarbenwerke bis zum Ende



des Zweiten Weltkrieges bestehen bleiben und bis weit ins 18. Jahrhundert hinein den Weltmarkt der Kobaltglaserzeugnisse beherrschen.

Kobaltglaserzeugnisse – die vergessenen Produkte

Die einstigen Produkte des sächsischen Blaufarbenwesens sind heute fast vollständig vom Markt und damit aus dem Bewusstsein der Konsumenten verschwunden. Es scheint daher an dieser Stelle geraten, die Frage nach dem Wesen und der einstigen Verwendung der Blaufarbenwerksprodukte aufzuwerfen. Immerhin ist es wenig plausibel, dass sich ein Industriemonopol, das zeitweise beinahe die Hälfte der gesamten sächsischen Montanleistung erwirtschaftete, auf der Basis von Anstrich- und Malmitteln entstehen konnte, die nur in Mindermengen benötigt wurden. Tatsächlich diente das Gros der Blaufarbenwerkserzeugnisse anderen Zwecken. Grundsätzlich lassen sich die Produkte der Blaufarbenwerke in Safflor, Coleure und Eschel unterscheiden. Das Safflor, ein Halbzeug, das zur Färbung von Glas, Emaille und Ähnlichem Verwendung fand, stellte ein Gemenge von Kobaltoxid und feinem Quarzmehl dar. Zu seiner Bereitung wurden die hochwertigsten Kobalterze herangezogen. Die eigentlichen Farben, die „Coleure“, wurden dagegen aus der Smalte, einem durch Kobalt tiefblau gefärbten Glas, hergestellt. Sie dienten als Schmelz- und Glasurfarben für Keramik- und Porzellanerzeugnisse sowie zur Zubereitung von Mal-, Anstrich- und

Ausschnitt aus dem Kontrakt vom 10. Mai 1694, der die Einrichtung des Hauptblaufarbenlagers in Leipzig regelte und damit einen Meilenstein bei der Vereinigung der sächsischen Blaufarbenwerke zum Blaufarbenwerkskonsortium darstellte. Der Vertrag trägt u. a. Siegel und Unterschrift Veit Hans Schnorrs des Jüngeren, der als Besitzer des Blaufarbenwerks Niederpfannenstiel und der Weißerdenzeche ganz wesentlich an der Herausbildung des sächsischen Blaufarbenmonopols beteiligt war. Das Original befindet sich als Stiftung der Familie Schnorr von Carolsfeld in der Blaufarbenausstellung der Nickelhütte Aue. Repro: Mike Haustein

Dieses kobaltblaue Glas (Smalte) wurde auf einem Haldengelände in der Nickelhütte Aue aufgefunden. Durch Feinzerkleinerung wurden daraus einst Coleure und Eschel gewonnen.
Foto: Mike Hausteин



Eschelproben aus dem Pfannenstieler Blaufarbenwerk. Diese Produkte wurden zum Bleichen von Papier und Wäsche eingesetzt. Das um 1870 entstandene Präparat befindet sich im Besitz der TU Bergakademie Freiberg.
Foto: Mike Hausteин



Lasurfarben. Den allergrößten Absatz allerdings fanden die Eschel. Es handelte sich dabei um sehr fein aufgemahlene Smalten, die zum Bleichen von Wäsche und Papier eingesetzt wurden. Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Papierindustrie einen gewaltigen Aufschwung erfuhr, stieg auch der Absatz von Escheln rasant an. Die erwähnten drei Produktklassen der Blaufarbenwerkserzeugnisse wurden in verschiedenen Qualitäten angeboten. Um diese reproduzierbar herstellen zu können, entwickelte man in Sachsen schon im 17. Jahrhundert ein Normensystem auf der Basis von Farbmustertafeln, das zu jener Zeit als einzigartig galt und später sogar von allen ausländischen Konkurrenten übernommen wurde. Neben den kobaltbasierten Haupterzeugnissen lieferten die Blaufarbenwerke noch begehrte Nebenprodukte wie metallisches Wismut und verschiedene Farbpigmente. Nickel gehörte seit der Erfindung des Neusilbers, einer Legierung von Nickel, Kupfer und Zink, durch den Auer Arzt und Chemiker Ernst August Geitner (1783–1852) im Jahre 1822, zur Produktpalette der Blaufarbenwerke. Das Nickel und die Herstellung anderer Buntmetalle übertrafen hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Bedeutung schon zu Ende des 19. Jahrhunderts die traditionellen Blaufarbenwaren um ein Vielfaches. Im 20. Jahrhundert lösten sie die Kobaltglaserzeugnisse endgültig ab und bildeten die Grundlage für die heutige Nickelhütte Aue.

Perückenpuder, Schmelztiegel und Meißner Porzellan

So wie das Kobaltblau einst durch alchimistischen Zauber erfunden worden sein soll, so begegnet uns, was die Entdeckung des Kaolins von Aue betrifft, eine ebenso fantasiereiche Legende. Demnach war es das Reitpferd Veit Hans Schnorrs des Jüngeren, das auf dem Weg von Schwarzenberg nach Aue in einer weißen Masse versunken sein soll. Der findige Schnorr verwertete die Masse als Perückenpuder, das wiederum Johann Friedrich Böttger (1682–1719) in die Hände gelangte, der es als das beste Rohmaterial für sein gerade erst erfundenes Porzellan erkannte.

Freilich entbehrt diese hier in Kürze wiedergegebene Geschichte schon deswegen jeglichen Wahrheitsgehaltes, da das Kaolin von Aue aufgrund der geologischen Lagerstättenverhältnisse an keiner Stelle zu Tage tritt. Dennoch sind solche Legenden oft einprägsamer als die nüchterne Wahrheit und tragen dazu bei, Aufmerksamkeit auf ein Thema zu lenken. Daher wollen wir uns, statt allzu streng mit der überlieferten Geschichte ins Gericht zu gehen, lieber mit den tatsächlichen Verhältnissen der bemerkenswerten Weißerdenzeche von Aue befassen.

Demnach besaß Veit Hans Schnorr der Jüngere zu Ende des 17. Jahrhunderts neben dem Pfannenstieler Blaufarbenwerk noch weitere Hämmer, Hütten und Bergwerke. Nicht umsonst galt er als bedeutendster Montanunternehmer seiner Zeit im westlichen Erzgebirge. So ließ Schnorr in der Fundgrube „Rother St. Andreas“ am Lumbach bei Aue auf Eisenstein bauen. Der gewonnene Rohstoff soll u. a. im Auerhammer, der ebenfalls zu seinen Unternehmungen zählte, verarbeitet worden sein. Im Jahre 1698 traf man in der Zeche auf eine weiße, tonartige Masse. Es ist zu vermuten, dass Schnorr diese Masse im nahegelegenen Pfannenstieler Blaufarbenwerk schon zu dieser Zeit zur Bereitung von Feuerfestmaterialien wie Schmelztiegeln und Ofensteinen herangezogen hat. Mit Sicherheit lässt sich die Gewinnung des Kaolins ab dem Jahre 1700 mit der Verleihung der Weißerdenzeche belegen.

Die Bedeutung alumosilikatischer Grundstoffe wie Kaolin und Ton für die Blaufarbenwerke wird oft unterschätzt. Die für die Glasschmelze nötigen Temperaturen von bis zu 1200 Grad Celsius stellten höchste Ansprüche an das Material. Oft mussten geeignete Rohstoffe von weit her beschafft werden. Allein der Bedarf für die Schmelztiegel, die etwa 70 kg Menge fassen konnten und aufgrund der thermischen Beanspruchung nur eine begrenzte Haltbarkeit hatten, war immens hoch. Weiterhin wurden große Mengen von Ofensteinen und Masse für deren Zustellung benötigt. So unterhielt jedes

Blaufarbenwerk eine eigene Töpferei, die sich mit der Herstellung dieser Feuerfestmaterialien befasste. Für Schnorr war es also ein besonders glücklicher Umstand, dass er den begehrten Rohstoff in der unmittelbaren Nähe zu seiner Pfannenstieler Farbmühle selbst gewinnen konnte. Doch wie wurde dieses, bislang den beschriebenen eher profanen Zwecken dienende Material, zum unentbehrlichen Rohstoff für das kunstsinnige Meißner Porzellan? Wie so oft, sind auch hier die Fakten weit weniger spektakulär als die Legende.

Demnach waren im Frühjahr 1708 die Versuche des Naturforschers Ehrenfried Walter von Tschirnhaus (1651–1708) und seines Assistenten Johann Friedrich Böttger, ein dem chinesischen Vorbild gleichkommendes Porzellan herzustellen, soweit gediehen, dass sie an die Einrichtung einer Produktionsstätte denken konnten. Um die Rohstoffversorgung für die geplante Manufaktur sicherstellen zu können, erging an alle sächsischen Bergämter die Anweisung, Tonproben nach Dresden einzusenden. Auf diese Weise wurde eine sorgsam aufbereitete Menge der Auer Erde in die Versuche der Experimentatoren einbezogen. Es soll Tschirnhaus gewesen sein, der das Material anhand eines Probebrandes für besonders tauglich befand. Leider verstarb er wenig später, so dass die Fortführung der Arbeiten und letztlich auch ein Großteil der zu erntenden Anerkennung auf Böttger allein übergingen.

Es ist wahrscheinlich, dass Böttger, der sicher unter erheblichem Erfolgsdruck stand und daher viele weitere Versuche durchführte, sich in der Folgezeit noch mehrfach der Tauglichkeit des Kaolins von der Weißerdenzeche anhand von Proben vergewisserte. Belegt ist, dass er 1711 darauf drang, neben dem Colditzer Ton auch die weiße Erde von Aue allein für die 1710 gegründete königliche Porzellanmanufaktur zu reservieren. Schnorr erhielt ein Privileg, das ihm die Abnahme durch die Manufaktur garantierte. Die erste offizielle Lieferung aus Aue traf am 3. November 1711 in Meißen ein. Wenn gleich in der Folgezeit immer wieder andere sächsische Kaolin- und Tonvorkommen untersucht und zum Teil auch genutzt worden sind, blieb doch die Auer Weißerdenzeche für gut 140 Jahre ein unverzichtbarer Rohstofflieferant für die königliche Porzellanmanufaktur. Erst ab 1855, als die Lagerstätte erschöpft war und daraufhin die Zeche geschlossen werden musste, kam die Meißner Manufaktur schließlich ohne das „weiße Gold“ von Aue aus. Bleibt noch nachzutragen, dass auch die Blaufarbenwerke bis zu diesem Zeitpunkt weiter mit Feuerfestrohstoffen aus der Weißerdenzeche beliefert wurden. Ihnen kam jenes Material zugute, das



oben: Um den hohen Bedarf an Feuerfestmaterialien decken zu können, unterhielten die Blaufarbenwerke eigene Töpfereien. Hier wurden u. a. die Schmelztiegel, die sogenannten Häfen, aus einer geeigneten Tonmischung geformt. Abbildung von A. F. Winckler, 1790. Repro: Mike Haustein

Während die untertägigen Teile der Weißerdenzeche nicht mehr zugänglich sind, blieb das Hut- oder Hütchenhaus der Grube erhalten und beherbergt heute eine Pension. Fotografie, 1927. SLUB, Deutsche Fotothek, Foto: P. Schulz

sich aufgrund seiner Färbung nicht zur Porzellanherstellung eignete. Und dessen Menge dürfte stets weit größer gewesen sein, als die sorgsam davon geschiedene reinweiße Porzellanmasse.

Krise und Innovationen

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts sah sich das sächsische Blaufarbenwerkskonsortium mit erheblichen Absatzproblemen konfrontiert, die sich weiter steigerten und in den 1840er Jahren existenzbedrohende Ausmaße annah-



Im 19. Jahrhundert gehörte das in Form kleiner Kuben produzierte Würfelnickel zu den innovativsten Produkten der Blaufarbenwerke Niederpfannenstiel und Oberschlema. Es wurde u. a. zur Argentanfabrikation für die Auer Besteckindustrie eingesetzt. Präparat im Besitz des Fördervereins Schindlers Blaufarbenwerk e.V.
Foto: Mike Haustein

men. Mehrfach mussten die Preise für die Blaufarbenwaren gesenkt werden, der Gewinn schmolz dahin, und fasst schien es, als stünde das Ende für den einst so erfolgreichen Industrieverband unmittelbar bevor. Es gibt eine ganze Reihe von Faktoren, die als Gründe für die missliche Lage angeführt werden können. So entstanden im Zuge der Entdeckung neuer Kobaltvorkommen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Preußen, Frankreich, Norwegen und England eine Vielzahl von Konkurrenzunternehmen. Das einst so streng gehütete Fabrikationsgeheimnis war zum Allgemeingut geworden, und das Ausbringen einheimischer Kobalterze begann nachzulassen. Noch schwerwiegender wirkte sich die Erfindung des künstlichen Ultramarins im Jahre 1828 aus. Dieses synthetische, dem natürlichen Lapislazuli nachempfundene Farbpigment war in der Massenproduktion nicht nur deutlich preisgünstiger als das Kobaltblau, sondern übertraf es bei der Anwendung als Bleichmittel sogar hinsichtlich seiner Wirksamkeit.

Es wurde klar, dass der wirtschaftliche Ruin des sächsischen Blaufarbenwesens nur mit tiefgreifenden Reformen abgewendet werden konnte. So wurden im Jahre 1848 Pfannenstiel und Schindlerswerk zum Privatblaufarbenwerksverein konsolidiert. Gleichzeitig erfolgte die Schließung von Zschopenthal. Das königliche Blaufarbenwerk Oberschlema blieb zwar in seiner ursprünglichen Form bestehen, unter dem Dach des Konsortiums wurde aber die Zusammenarbeit mit Niederpfannenstiel zum beiderseitigen Vorteil intensiviert. Auch Schindlers Blaufarbenwerk stand 1855 die Schließung unmittelbar bevor, als man sich kurzfristig für einen ebenso gewagten wie

weitsichtigen Alternativplan entschied. In dem etwas abgelegenen Gebäudekomplex entstand eine Produktionsstätte für künstliches Ultramarin. Nachdem erhebliche Anlaufschwierigkeiten überwunden waren, konnte das Konsortium ab etwa 1860 vom anhaltenden Siegeszug des neuartigen Blautones partizipieren.

Auch in Niederpfannenstiel und Oberschlema griffen technische Innovationen. So liefen Produkte wie Nickel, Kobaltoxid, verschiedene Buntmetalle und neuartige Mineralpigmente den althergebrachten Blaufarbenwaren nach und nach den Rang ab. Diese Entwicklung geht u. a. auf Clemens Winkler (1838–1904) zurück, der von 1860 bis 1873 in Oberschlema und Niederpfannenstiel als Hüttenchemiker tätig war. Neben vielen weiteren Innovationen erzeugte er die ersten größeren Gussstücke von metallischem Nickel und Kobalt und entwickelte mit der ersten Rauchgasentschwefelungsanlage eine Technologie, die ihrer Zeit weit voraus war. Berühmt wurde der „Hüttenmeister mit Dokortitel“ oder „Hüttendoktor“, wie man den promovierten Chemiker in Aue augenzwinkernd nannte, nach seiner Berufung als Professor für Chemie an die Bergakademie Freiberg. Hier entdeckte er 1886 das Element Germanium und bestätigte damit gleichsam das Periodensystem der Elemente. Ihm und vielen weiteren begabten Hüttenmännern ist es zu verdanken, dass sich die Blaufarbenwerke Niederpfannenstiel und Oberschlema zu modernen metallurgischen Unternehmen verwandelten.

Eine Zäsur bedeutete das Kriegsende 1945. Der Privatblaufarbenwerksverein wurde aufgelöst, fortan gingen Schindlerswerk und Niederpfannenstiel getrennte Wege. Mit der Einstellung der Smalteproduktion in Oberschlema endete 1946 die Ära des Blaufarbenwesens. Freilich hatte das traditionelle Erzeugnis, das in Aue schon in den 1930er Jahren aus der Produktionspalette genommen wurde, kaum noch wirtschaftliche Bedeutung. Schwerwiegender war, dass alle Bereiche des ehemaligen Blaufarbenwerkskonsortiums vom Uranhunger der von den Sowjets ins Leben gerufenen Wismut AG unverhältnismäßig hart getroffen wurden. Der konsortistische Schneeberger Bergbau, einst Garant für die Rohstoffversorgung der Blaufarbenwerke, wurde durch die Besatzungsmacht als Reparationsleistung beansprucht und mit allen unter- und oberirdischen Anlagen in das Eigentum der Sowjetunion übertragen.

Die Werke selbst wurden ab 1948 zu großen Teilen beschlagnahmt und die neu entstandenen Uranaufbereitungs-Objekte 99 (Oberschlema) und 100 (Aue) von den verbleibenden Hüttenarealen abgeriegelt. Eine Aufrechterhaltung der metallurgischen Produktion war



Haupteingang der Nickelhütte Aue mit Verwaltung, Sozialgebäude und Labor, 2013
Foto: Nickelhütte Aue GmbH

nur durch die Vereinigung beider Betriebe zum VEB Nickelhütte Werk Aue und Oberschlema im Jahre 1951 möglich. Nach der Rückgabe der Uranaufbereitungen 1957 machten sich in Oberschlema erhebliche Bergschäden bemerkbar, so dass für das traditionsreiche Werk nur noch der Abriss in Frage kam. So wurde bis 1965 die gesamte historische Bausubstanz vernichtet. Heute erinnert nur noch ein Denkmal am Hammerberg in Bad Schlema an das einst größte Blaufarbenwerk der Welt. Am Standort Aue dagegen sicherten umfangreiche Rekonstruktionsmaßnahmen den Fortbestand des Werkes. Immerhin war der VEB Nickelhütte der einzige Produzent von Elektrolytnickel und Nickelsalzen in der DDR und galt daher für die sozialistische Volkswirtschaft als unverzichtbar.

Die Erben des Blaufarbenwesens

Schon im frühen 20. Jahrhundert ging man in den Hüttenwerken Aue und Oberschlema dazu über, statt der Primärerze buntmetallhaltige Industrierückstände als Ausgangsstoffe für die Produktion heranzuziehen. Der Rohstoffmangel in der DDR verstärkte diese Bemühungen. Der Einsatz von Sekundärrohstoffen erwies sich aber auch unter marktwirtschaftlichen Bedingungen als zukunftsfähig. So konnte sich die Nickelhütte Aue GmbH, die 1991 in den Siegfried-Jacob-Metallwerken Ennepetal einen potenten Partner und neuen Eigentümer fand, als weltweit agierendes Recyclingunternehmen etablieren. Aus buntmetallhaltigen Industrieabfällen, die sonst deponiert werden müssten, werden in

Aue die wertvollen Inhaltsstoffe zurückgewonnen. Dabei ist das mittlerweile fast 500 Mitarbeiter zählende Unternehmen stets darum bemüht, auf aktuelle Entwicklungen zu reagieren und internationale Trends mitzubestimmen. So ist die Nickelhütte Aue heute ein führendes Unternehmen beim Recycling von Lithium-Ionen-Batterien aus dem Bereich der Elektromobilität. Die Hauptkomponenten der aussortierten Batterien sind mit Nickel, Kupfer und Kobalt gerade jene Metalle, die traditionell das Hauptgeschäft des Betriebes ausmachen.

In der Nickelhütte Aue finden sich bis heute einige historische Gebäude aus der Blaufarbenzeit. Das Gros der historischen Bausubstanz ging allerdings bei den Rekonstruktionsmaßnahmen zwischen 1957 und 1965 verloren. Anders ist die Situation in Schindlerswerk. Hier wurde noch bis 1996 das traditionelle Ultramarinblau in historischen Öfen gebrannt. Die Kontinuität in der Produktion bedingte keine tiefgreifenden Erneuerungen. Durch diesen glücklichen Umstand blieb der größte Teil der historischen Gebäudesubstanz und sogar einige Anlagenteile erhalten. Folgerichtig wurde die ehemalige Farbmühle, stellvertretend für alle sächsischen Blaufarbenwerke, als Teil der „Montanregion Erzgebirge“ 2019 in die Welterbeliste der UNESCO aufgenommen. Der 2017 gegründete Förderverein Schindlers Blaufarbenwerk e. V. unterstützt den privaten Eigentümer beim Erhalt des Montandenkmals und pflegt durch verschiedene öffentliche Veranstaltungen das industriekulturelle Erbe des sächsischen Blaufarbenwesens.

Literaturhinweise

Mike Haustein: Das sächsische Kobalt- und Blaufarbenwesen, Halle/Saale 2020 (mit umfangreichem Primärquellenregister).
Curt Reinhardt: Urkundliche Geschichte der Weißerdenzeche St. Andreas bei Aue im Erzgebirge, Aue 1925 (mit Primärquellenangaben).
Eberhard Görner (Hrsg.): Weißes Gold im Erzgebirge? Veit Hans Schnor von Carolsfeld (1644–1715), Niederfrohna 2010.

Autor

PD Dr. Mike Haustein
Förderverein Schindlers Blaufarbenwerk e.V.
www.förderverein-schindlers-blaufarbenwerk.de